

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 25

Artikel: Der kranke Löwe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Nun laß uns tapfer sein!“

Sie nickte ihm nur zu, ohne zu antworten.

Auf ihr Klingeln öffnete ihnen eine junge Person die Entrée. Unter dem weißen Häubchen, das auf schlicht gekämmtem Haar ruhte, blickten ein paar milde Augen Antonie entgegen.

Das Zimmer, in das sie geführt wurden, verriet durch seine schablonenhafte Einrichtung das ärztliche Wartezimmer.

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen? Herr Doktor kommt sofort.“

Max und Antonie nahmen nicht Platz. Sie standen nebeneinander, ohne sich anzusehen. Antoniens Arm ruhte noch immer in dem ihres Gatten. Ihre andere Hand zupfte nervös an der Pelzeinfassung ihres Mantels.

„Das war wohl die Pflegerin — nette Person, nicht?“ sagte endlich Max.

„Gewiß, — sehr sympathisch.“

In dem Augenblick trat der Arzt ein, ein großer, schlanker Mann, von vertrauenerweckendem Äußern und freundlichem Wesen.

Er schüttelte dem Ehepaar die Hände und begrüßte sie auf eine Weise, als ob sie gekommen wären, einen vergnügten Abend bei ihm zu verleben.

Das hatte etwas Erlösendes. Es war, als sei ein Bann von Max und Antonie gewichen. Sie plauderten ganz lebhaft.

Nach einer Weile führte der Arzt sie in das Schlafzimmer, in dem Antonie die Nacht und die folgenden drei Wochen zubringen sollte. Es war ein nur mit dem Nötigsten möbliertes Zimmer. Die kahle eiserne Bettstelle machte einen deprimierenden Eindruck. Das beklemmende Gefühl, das auf Minuten von ihr gewichen war, legte sich wieder schwer auf Antonie.

„Glauben Sie, daß Sie's hier aushalten, kleine Frau?“ fragte der Arzt, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte; „Sie werden doch nicht etwa Angst haben, was? Das wäre töricht. Sie spüren von der ganzen Sache gar nichts und morgen um diese Zeit ist alles überstanden. Da ist ja gar nichts dabei, gar nichts. Sie werden mir doch glauben?“

Antonie sah dankbar in das ernste, gütige Antlitz. Die zuversichtlichen Worte taten ihr wohl.

Man sprach noch über allerlei weitabliegende Dinge. Dann ließ der zartfühlende Doktor die beiden allein.

Antonie setzte sich auf den Bettrand und senkte tief auf.

„Willst du nicht deine Sachen auspacken?“ fragte Max.

Er nahm die Reisetasche und öffnete sie. Sorgfältig ordnete er ihre Toilettegegenstände auf dem primitiven Waschtisch. Die pelzgefütterten Pantöffelchen stellte er neben das Bett und das spitzenbesetzte Nachtgewand legte er neben sie auf die Decke.

Dann hing er noch das weite, faltige Hauskleid an einen Nagel. Unwillkürlich strichen dabei seine Finger lieblos an den weichen Falten herab.

Sie sah ihm mit großen Augen und stillem Lächeln zu. Als er fertig war, setzte er sich neben sie auf den Bettrand und legte den Arm um sie.

„Grade komfortabel sieht es hier nicht aus!“ versuchte er zu scherzen.

„Nein, — schrecklich! Aber ich bleibe ja nicht lange hier.“

Sie lächelte bei dem Gedanken an ihr liebes, schönes Heim.

(Schluß folgt.)

Der kranke Löwe.

Die Fabel vom kranken Löwen, den jeder kleine Fuchs ungestraft an der Mähne zupfen und an allen Gliedern

zweiden darf, wiederholt sich in der europäischen Geschichte. England ist im gegenwärtigen Moment mehr als je gelähmt; die auflodernde Zornflamme Lloyd Georges gegen die polnisch-französischen Gelüste, welche in ihrer Heftigkeit Wunder wirkte, blaßt wieder ab, und rasch drängt Frankreich vor und versucht, dem Führer England das Gesetz des Handels neuerdings aufzuzwingen.

Noch sind es nicht die großen Sorgen, welche fern am britischen Horizont stehen und wahrscheinlich alle Kräfte des Reiches aufzehren werden. Einmal: Das Wiedererstarren eines großen Rußlands. Dann: Die amerikanischen Flottenrüstungen und das Problem Amerika-Japan. Es sind immer noch die Probleme der innern Konsolidierung und die Unruhen an der Peripherie, in Kleinasien und Persien, auf der großen Druckfläche gegen den Suezkanal.

Die große Sorge spielt zwar heute schon allenthalben in die Tagesangelegenheiten hinein. So, wenn die indischen Nationalisten, die heimlichen Verbündeten Moskaus, beschließen, daß im Fall eines Krieges der Engländer gegen Angora jeder indische Fürst und jeder Eingeborene England den Gehorsam aufzulegen habe, oder, wenn in der irischen Angelegenheit Amerika sich ziemlich offen auf die Seite der Rebellen zu stellen drohte, oder schließlich in der immer neuen Berufung der englischen Linksextremen auf Moskau.

Im englischen Bergarbeiterstreik drängen die Dinge nun der Katastrophe zu. Der Vermittlungsvorschlag der Regierung, von den Besitzern und von den Arbeiterführern angenommen, wurde von den Arbeitern selbst in der Urabstimmung verworfen. Das bedeutet den Sieg der Linken, die um keinen Preis von dem nationalen Lohnausgleich und dem Gewinnverzicht der Besitzer lassen will. Für die wirtschaftliche Lage des Landes erwachsen daraus verhältnismäßig geringe direkte Schäden, weil die Absatzkrise ohnedies fortbauert und mit oder ohne Streik über zwei Millionen von Arbeitern auf der Straße stehen. Bloß der effektive Ausfall der Kohlenausbeute bedeutet eine Schädigung der Welt insofern, als die Engländer durch ihre Lieferung den Preis für Kohle jeder Sorte noch tiefer senken würden, möglicherweise sogar bis zu einem Punkte, wo viele Kohlengruben nicht mehr produzieren und zur Schließung gezwungen sein dürften.

Aber weit wichtiger als die wirtschaftliche Schädigung kann der andauernd schlimme Einfluß auf die politische Lage werden. Neuerdings rufen die Bergleute sämtliche Gewerkschaften zur Hilfe auf, versuchen, den schon einmal gescheiterten Generalstreik zu entfesseln und alles zum Großkampf mit dem Kapital hinauszuleiten.

Sieben Millionen Lohnarbeiter stehen entweder in Unterhandlungen oder im Streik oder sind ausgesperrt. Die 50,000 ausgesperrten Baumwollarbeiter sind bloß ein Beispiel dafür, wozu die Krisis den Fabrikbesitzer führen muß, ob er will oder nicht; es soll hier gar nicht untersucht werden, ob damit der nationalen Wirtschaft endgültig gedient ist. Bloß dies ist für uns wichtig: Die Krisis verschärft die politischen Gegensätze katastrophal, ob nun gebremst wird oder nicht. Beweis: In der Metallindustrie wägen die Arbeiterführer die Lage richtig. Sie wissen, wie erwünscht den Fabrikanten ein Kampf wäre, und wissen, daß der Ausbruch vielleicht die schwere Erschütterung der Gewerkschaft brächte. Sie zögern darum. Allein angesichts der Aufrufe von Seiten der Miner, angesichts der immer steigenden Arbeitslosigkeit, angesichts der passiven Haltung, welche die Regierung der Krise gegenüber beibehält, finden die kommunistischen Katastrophenpropheten manches Ohr, das ihnen bei normalen Verhältnissen verschlossen bliebe. Die verwerfliche Untätigkeit des Staates, der bloß die Arbeitslosen unterstützt und sonst nichts tut, ruft geradezu nach den alten Postulaten: „Recht auf Arbeit“ und „planmäßige Leitung der Wirtschaft durch die Allgemeinheit“. Noch ein

Jahr Krise und England steht dann trotz seiner Eigentümlichkeit vor der Revolution. Schon heute liegt es lendenlähm: da und weiß nicht, was zu tun ist. Die einzige Weisheit seiner Führer, die Sorge um den internationalen Handel,



Dr. Walter Rathenau, der neue Wiederaufbauminister Deutschlands.

del, der die Krise beenden sollte, will nicht verfangen. Denn die Politik der andern kreuzt die englische Friedenspolitik.

Nun hat Lloyd George den Lord Curzon nach Paris gesandt, um mit Briand über die Beilegung des türkisch-griechischen Konfliktes zu sprechen. Es zeigt sich, daß England alles eher als eine aktive Beteiligung am griechischen Abenteuer wagt; die Aufspaltung der Orientvölker wäre beinahe noch weniger zu fürchten als die öffentliche Meinung des kriegsmüden England selber. Darum muß um jeden Preis versucht werden, den Zwist durch einen Vertrag zu beenden, wobei England den Gewinn haben will, die Türken von Moskau abzu drängen.

Die extremen Nationalisten in Angora haben also den Erfolg ihres Widerstandes gegen den revidierten Vertrag von Sevres innert kurzer Zeit geerntet. Sie sehen, daß die Verbindung mit Moskau und der Formalbolschewismus ausgezeichnete Früchte trägt. Sie werden darum dies Bäumlein weiter begießen und pflegen, und die Weltrevolution, wie sie sie verstehen, in ihrem Lande schüren, nämlich den Englandhaß und den Aufruhr gegen die Mandatarmächte des Völkerbundes, dem alle westlichen Völker angehören. Sie werden von England dazu ermutigt; Lord Curzon macht in Paris die nötigen Vorschläge. Griechenland soll zuerst angegangen werden, und zwar soll es auf Konstantinopel zugunsten der Alliierten verzichten, die damit den Türken gegenüber ein Pfand behalten wollen. Sie werden hernach versuchen, auf die Regierung des Sultans zu drücken und via Stambul auch die Regierung von Angora zu pressen. Aber der Druck ist sanft. Dafür, daß man den Türken ihre liebe Stadt, die man ihnen noch gar nicht genommen, bloß seit drei Jahren besetzt hat, verspricht, sollen sie zusagen, daß sie sich mit den übrigen Geschenken begnügen werden. Und diese Geschenke sind: Smyrna, das die Griechen lassen sollten, und das nun als autonome Stadt unter der Hoheit des Sultans zu verbleiben hat, eine neutrale Zone west-

lich Konstantinopel, vielleicht sogar, wie Briand meint, die Linie Enos-Midia, ferner die Minderheitsrechte ihrer Volksgenossen in Thrakien. Bloß die Dardanellen sollen sie nicht wiederhaben. Es wäre Narrheit von den Beys in Angora, sich mit den kleinen Gaben zu begnügen, wissen sie doch, daß sie mehr bekommen, wenn sie nur wollen. Aber vielleicht hat ein kluger Mann in ihren Reihen so großen Einfluß, daß er durchsetzen kann, vorläufig anzunehmen, was zu bekommen ist, und abzuwarten, und im Bunde mit Moskau weiter der große Orientschreck Englands zu sein.

So also sieht die anfänglich erwartete Unterstützung Griechenlands aus. Konstantin wird sie energisch ablehnen, und die Krankheit Englands wird damit aufs deutlichste klar. Konstantin wird abermals die Offensive versuchen; denn vermutlich drohen die Türken bloß, ziehen aber vor, durch bloße Drohungen den Feind solange zu ermüden, bis er aus Verzweiflung anrennt und sich den Kopf voll Hiebe holt. Und dann erst würde der Marsch auf Stambul beginnen, zum Jubel aller Englandfeinde von Ägypten bis Kalkutta.

Daß Sowiettruppen dabei beteiligt sein würden, ist unwahrscheinlich. Die rote Armee kämpft am Don, in Rußland, in Westsibirien, in der mittleren Ukraina gegen Feinde, die von Moskau offiziell als Blinderbanden, vom ukrainischen Preßbüro und von Charasch in der Neuen Zürcherzeitung als Armee bezeichnet werden. Was sie aber auch seien, die roten Truppen sind beschäftigt, und man wird die russische Hilfe auf Radets Reden und Geldsendungen beschränken müssen.

Dies macht die Sache aber nur schlimmer: Die vereinigten Türken dürfen dem britischen Weltreich trohen und dürfen Lord Curzon zu so schmachvollen Vorschlägen zwingen. Nicht umsonst war dieser Lord Vizkönig von Indien. Er kennt die Rückwirkung der Türkenpolitik auf jenes Reich und findet kein Opfer groß genug, um solche Wirkungen zu verhüten. Gerade das aber weiß Angora und darf die Rolle des Erpressers spielen, der dem reichen Herrn alles abknöpft, wohl wissend, daß er sich hüten wird...

Die Konzessionen gegenüber den Türken sind aber nicht einmal das Schlimmste, was der Lord zu tun gezwungen ist. Es droht auch eine Preisgabe des englischen Standpunktes in der oberschlesischen Frage. Eben erst haben die alliierten Truppen die Säuberung des Landes von den polnischen Banden durchgeführt, Korfanty und Höfer, die Führer der deutschen und polnischen Formationen, zum Waffenstillstand gezwungen und den Verkehr einigermaßen wieder hergestellt, eben erst verhandelten Loucheur und Rathenau über die praktische Aufnahme der Wiedergutmachungen, und schon fängt man in Berlin wieder an zu hangen und die öffentliche Meinung zu beunruhigen.

Briand will den Türken weit größere Zugeständnisse machen als Curzon. Für jeden Fuß breit aber, den ihm der Engländer rückwärts zwingt, geht ein Strich schlesischen Landes an Polen über. Darin zeigt sich am klarsten, wie krank der britische Löwe geworden ist und was er alles tut, um seinem Leibe die frische Luft des wiederhergestellten Welt Handels zu sichern.

-kh-

Es stand eine Rose im tiefen Grund.

Es stand eine Rose im tiefen Grund
Von Liebe und Sehnsucht durchglühet,
Kam keiner, der ihre Schönheit begehrt,
Ist einsam und traurig verblühet.

Ich weiß eine Seele, die glühte so heiß,
Die Liebe, das Glück zu umfassen,
Kam keiner, der ihre Blüte begehrt,
Ist einsam zugrunde gegangen.

Anna Ritter.